

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 191.

Freitag, 15. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ein sehr gelungener Abend“, fand Gina, als sie endlich zu sehr später Stunde ihr Schlafgemach aufsuchten.

„Aber der Nachmittag!“ seufzte ihr Gemahl. „Der Malunterricht!“

„Nun, wenn du dafür Professor wirst . . .“ tröstete ihn Gina, die Optimistin.

„Dann hab ich es mir ja mer verdient. Hapschi!“ und Martin löschte das Licht.

Dem nächtlichen Unwetter folgte wider alles Erwarten ein strahlender Morgen. Ob dieser Umstand oder die Aussicht auf den erfreulich erweiterten Gesellschaftsfreis Frau Gaebede früher als sonst aus den Federn trieb, ist schwer zu sagen. Jedenfalls erschien sie adrett und munter mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln, als Gutrune noch damit beschäftigt war, den Frühstückstisch im Speisezimmer zu decken.

„Warum nicht draußen bei dem herrlichen Wetter?“ fragte sie, das Morgengrauen hehend.

„Das geht leider heute morgen nicht gut“, entschuldigte sich Gutrune. „Überall im Freien steht noch das Regenwasser.“

„Wie schade! Sie sollten eben auch eine richtige gemauerte Terrasse haben, wie die hübschen neuen Hotels in Obermühl. Man genießt gern möglichst viel frische Luft. Es ist ja hier doch das einzige . . .“

Gutrune, die in ihrer Demut alle Anzulänglichkeiten des Seehauses tief fühlte, errötete schuldbewußt. Die anspruchsvolle Dame hätte gewiß noch eine Reihe weiterer Wünsche vorgebracht, wenn nicht in diesem Augenblick Herr Heinrich erschienen wäre, fröhlich über das ganze runde und rote, sehr bartstoppelige Gesicht lachend. Da er sich mit dem gänzlichen Mangel an Toilettegegenstände entschuldigte, verzieh sie ihm gnädig sein Aussehen. Gutrune war froh, sich drücken zu können, und eilte in die Küche.

„Ah!“ sagte der Polizeirat, sich am offenen Fenster in der Sonne dehnend. „Schön ist's hier. Und die Ruhe! In Ottenhofen, da drüben auf der Straße nach Obermühl, wo ich leider Quartier genommen habe, weckt mich an jedem frühen Morgen das liebe Vieh. Und dann geht's den ganzen Tag so weiter. Die Landwirtschaft macht noch mehr Lärm als daheim die Polizei. Sie haben es gut, meine Gnädigste, ich hätte Lust, mich auch hier einzumieten.“

Nun erwärmte sich Frau Kitty zusehends. Wenn sie auch über Erscheinungen, wie sie heute früh der Polizeirat bot, sonst gern die Nase rümpfte, so war doch in dieser Einöde — in der sie wegen des billigen Preises selbstverständlich recht lange ausharren wollte — ein solcher Mann immer noch besser als gar keiner. Was an ihr lag, ihn festzuhalten, wollte sie gerne tun. Sie war daher eben dabei, das idyllische Bade- und Naturleben um den Moossee in verlockendsten Farben zu malen, als Gina mit dem schönen Herrn Möbius erschien.

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief sie. „Wie,

noch kein Frühstück? Tempo, Kinder, Tempo! Wo ist Zenzi? Herr Möbius hat furchtbaren Hunger!“

„Nun, und wir?“ fragte Frau Gaebede spiessig.

Herr Möbius hat bereits schwer gearbeitet“, erwiderte die Hausfrau ungerührt. „Sie hätten es nur sehen sollen. Das Tor unseres Schuppens war im Sturm zugefallen, das Schloß hatte sich verklemmt, ich konnte es nicht aufkriegen. Aber Möbius ging ihm mit den fabelhaften Werkzeugen zuleibe, die er glücklicherweise in seinem Wagen hat.“

Nun wollte auch Frau Kitty nicht an Liebenswürdigkeit zurückstehen. „Wie praktisch!“ lobte sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln. „Sie sind wirklich für alle Fälle ausgerüstet!“

„Ja, man kann nie wissen“, sagte Herr Möbius, der entschieden aus seiner Lässigkeit kein Aufhebens machen wollte.

Dafür sah er sich nun auch von den wetteifernden Damen mit aller Zuverlässigkeit bedient. Beinahe wäre demgegenüber der Polizeirat etwas vernachlässigt worden; aber der, versunken in den Genuß der Gegend, nahm das nicht weiter übel. Als Herr Hollwed erschien, um seine Gäste zu begrüßen, rüdte er mit seinen Wünschen heraus. „Ich weiß ja nicht, verehrter Herr, was Sie mit Ihrem Hause weiterhin vorhaben. Aber wenn noch niemand das Zimmer, das Sie mir heute so freundlich überlassen haben, bestellt hat, so möchte ich mich hiermit um dasselbe bewerben. Ich finde es bei Ihnen ungeheuer gemütlich. Nicht wahr, Möbius?“

Dieser nickte.

„Übrigens“, fuhr Heinrich zu ihm gewandt, fort „wie wär's, wenn Sie auch mithielten? Der Zufall hat uns zusammengeführt, Sie waren sehr freundlich gegen mich, ich würde mich freuen, mit Ihnen näher bekannt zu werden. Der Mensch ist ein geselliges Tier, wenn er nur den rechten Anschluß findet. Sie sagten mir auf der Fahrt schon, daß es Ihnen im Alpenpalast in Obermühl nicht mehr recht gefällt. Also machen Sie es wie ich, bleiben Sie hier, wenn die hochgeschätzten Wirte einverstanden sind.“

Möbius sah mit seinen schönen verschleierte Augen etwas hilflos von einem zum andern. Er war kein Mann von raschen Gedankengängen und brauchte erst mal ein paar Minuten, bis er zu dem Ergebnis kam, daß auch für ihn ein Aufenthaltswechsel gerade in diesem Augenblick nur zu wünschen sei.

„Ich würde sehr gerne hier bleiben“, sagte er mit einer höflichen Verbeugung.

Gina warf ihrem Manne einen triumphierenden Blick zu. So hatte es ja kommen müssen. Rissen sich die Leute nicht förmlich um den Vorzug, bei ihnen Gast zu sein? Sie setzte ihre liebenswürdigste Miene auf. „Aber streng geschäftsmäßig, meine Herren! Sie sehen, was wir Ihnen für den bescheidenen Preis bieten können: ein einfaches Obdach, unverdorrene Natur und ebensoviel Unterhaltung, als Sie selbst zu unserem kleinen Kreise beisteuern wollen!“

"Daraufhin wollen wir's wagen", erklärte Heinrich, ihr kräftig die Hand schüttelnd. "Ich habe meine Ruhe über alles gern. Kein Wunder, bei dem Beruf. Darum habe ich mich ja bereiten lassen, in dieses Nest Ottenhofen zur Sommerfrische zu fahren. Aber der Teufel hole den Kollegen, der es mir empfohlen hat. Am frühen Morgen der Landwirtschaftsspektakel und bei Tisch dann alle Honoratioren um mich herum: Herr Polizeirat hier, Herr Polizeirat da. Sie haben hier in der Gegend gerade irgend eine lächerliche Schmugglerangelegenheit, die sie in Atem hält. Also Gackgespräche, einfach zum Grausen. Sie kommen den Spitzbuben nicht auf die Spur und finden, daß es gerade ein passender Zeitvertreib für mich wäre, ihnen ein wenig zu helfen. Aber da kennen sie mich schlecht. Ich höre das ganze Jahr über genug solche Sachen. Wenn ich schon in Urlaub bin, will ich von dem ganzen Krempel endlich nichts mehr wissen. Fort mit der Polizei, es lebe das Seehaus!"

Auch der nette Herr Möbius schloß sich von Herzen diesem Rufe an.

Es war wirklich was an der vom Polizeirat so hoch gepriesenen Ruhe, besonders wenn man die Gäste glücklich los war. Die beiden neuen Herren waren mit dem hübschen kleinen Auto abgefahren, um ihr Gepäck abzuholen, und hatten Frau Rittig, die sich nach der großen Welt von Obermühl sehnte, auf deren nicht undeutliche Winke hin eingeladen, mitzukommen. Piet, der sich durch Chocolat sein Frühstück auf das Zimmer hatte bringen lassen, lag nach der ausgedehnten Nachtruhe noch zu Bett. Das gute Fräulein Feldmeier pflegte ja ohnehin nach den Mahlzeiten wie in ein Mausloch zu verschwinden und ging wohl ihren guten Werken nach — sie war trotz ihres Appetits ein angenehmer Gast. — Martin hatte sobald als möglich unbemerkt das Weite gesucht, ehe in Ginas Hirn neue Aufträge für ihn heranreisten. Diese selbst aber war von der sommerlichen Stille so befriedigt, daß auch ihr Tatendrang, wie das Wasser des Sees, nur mehr kleine Uferwellen schlug. Sie beschloß, sich einmal ein paar Feierstunden zu gönnen. Piet war verkatert, die anderen fort... da genügte ein kurzes, leichtes Mittagsschlaf, das auch nicht viel zu kosten brauchte. Zenzi versprach, daß sie es ohne jede Hilfe tadellos machen würde. Und wenn schon nicht — heute mußte es eben einmal so gehen.

Sie suchte ihre Tochter auf. "Kommst du mit, Kind? Ich nehme den 'Zeppelin' und rudere in den stillen Winkel drüben unter dem Bannwald. Das wird uns gut tun. Heute haben wir ja Zeit."

"Zeit?" Gutrune schüttelte den blonden Kopf. Vor zwei Tagen hatte sie zuletzt an Kurt geschrieben, und das waren nur ein paar Worte, wenn auch mit Doppelporsto, gewesen. Sie mußte unbedingt die paar Stunden Ruhe ausnützen, sie wußte ja, wie sehnlich er auf ihre Briefe wartete, der Arme, der jetzt bei dem schönen, heißen Wetter ganz allein in der Stadt lag.

"Na meinetwegen!" Frau Hollweck zuckte ungeduldig die Schultern. "So lang er keine Briefe von mir verlangt... aber sieh wenigstens dabei nach Frieder, daß er keinen Anflug treibt. Adieu!" Ein leichtfertiges Liedchen auf den Lippen fuhr sie unbeschwert ins Blaue hinaus.

Die Luft flimmerte, das graugrüne Schilf stand unbeweglich. Auch das Seehaus lag heute wie verzaubert da; das steile grünemooste Dach wie eine Mücke tief über Augen und Ohren gezogen, schien es im Schutz der riesenhaften alten Weidenbäume zu schlafen; oder blinzelte es vielleicht spitzbübisch unter seinen halbgeschlossenen grünen Läden hervor? Das liebe alte Ding! Gina hatte es sehr ins Herz geschlossen; sie blickte ihm wie einem vertrauten, lebenden Wesen zu, trieb den ächzenden "Zeppelin" mit kräftigen Ruderschlägen in die Mitte des Sees, streckte sich auf den Branken des Bodens aus, verschränkte die Arme unterm Kopf, hörte das Wasser am Kiel leise glucksen und schloß die Augen.

Inzwischen hatte Gutrune dem kleinen Bruder nebst einem umfangreichen Butterbrot die nötigen guten Ermahnungen erteilt, die darin gipfelten, daß er sich ja hüten solle, die Zimmer des Afrikaners zu betreten. Sie

ging darin so weit, zu den sonst von ihr verachteten und in der Tat veralteten Erziehungsmethoden ihrer Mutter zurückzugreifen und den kleinen Jungen zu erinnern, daß außer vielen gefährlichen Waffen eine Reihe von Stalpen nichtsruhiger und neugieriger Buben, von Piet auf seinen Reisen gesammelt, dieses Zimmer schmückte und es daher dringend geboten sei, sich möglichst weit von ihm entfernt zu halten. Nachdenklich trollte sich Frieder, und Gutrune, im Gefühl erfüllter Pflicht, verankert vollständig ins Gedanken an ihren fernen Bräutigam.

Auch Zenzi und Fannert hüteten sich, durch großstädtische Hasi Mischöne in den Frieden des Sommer-tages zu bringen. Schläfrig taten sie, was unbedingt sein mußte, aber nur das, und selbst ihre Jungen arbeiteten langsamer als sonst. Ja sogar die Ankunft Krähubers, sonst ein mit Sehnsucht erwartetes und mit Freuden begrühtes Ereignis, wirkte fast als Störung. Die Waren, die er brachte: Butter, Eier, einige in einem alten Weidentorbe leise jammernde Hähnchen, mußte man ihm abnehmen und versorgen, statt hübsch bequem am Küchentisch sitzen zu bleiben. Aber so hartherzig konnte doch auch Zenzi nicht sein, den immer gefälligen Besuch gleich an die von der Herrschaft angeordnete Holzarbeit zu schicken. Sie stellte ihm eine Flasche Bier und einen ordentlichen Keil Brot auf den Tisch bei den Tannen, und Krähuber ließ sich mit einem Schnaufer der Erleichterung in den Rohrstuhl fallen. Er trank ein paar Züge — ja, das tat einem wohl, der schon an der Arbeit gewesen war, ehe noch die Sterne verblühen... Sein müdes Haupt sank auf den Tisch — — — er träumte von dem schweren Hecht, den er heute früh auf eigene Rechnung und Gefahr am anderen Ufer geborgen hatte; vorsichtig lüschte er eben durchs Weidengestrüpp, ob Gendarm Graswandl nicht etwa in die Nähe kam, immer bereit, durch ein Bündel frisch geschnittener Weidenruten sein harmloses Korbmacherdasein zu dokumentieren. Da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, er fuhr auf: "Bluatsteif!" und sah sich, erwachend, einem großen und breiten, gut gekleideten Herrn gegenüber, der ihm eine elegante rindlederne Handtasche vor die Füße schmiß.

Mit Gewalt riß er sich zusammen. "Jezas, der Herr Direktor Westhoff! Ja, was waar denn jetzt dös! Als Kofferl aufsitzen? Jawohl, wohin, Herr Direktor?" "Wohin, du Idiot? In mein Zimmer natürlich. Marsch vorwärts!" Der Herr schien bereits ungeduldig zu werden.

Krähuber tat sich immer schwer, wenn es so schnell gehen sollte. Und erst jetzt! Er griff unschlüssig nach dem Koffer. "Ja, aber Herr Direktor..."

Dieser schien jedoch Widerspruch nicht zu ertragen. Sein festes, glattrasiertes Gesicht rötete sich bedenklich, er hob den Fuß — Krähuber setzte sich in Bewegung, der stiernadige Besuch folgte ihm auf den Fersen und trieb ihn vor sich her die Treppe hinauf. Im Vorplatz versuchte Krähuber einen letzten schwachen Protest. Aber mit dem Zuruf "Rindvieh" drängte Herr Direktor Westhoff ihn beiseite, riß die gesuchte Tür auf und stand schon in Piets Zimmer, der mit dem zornigen Ruf "Hinaus!" im Bette emporfuhr. (Fortsetzung folgt.)

Kornblume.

Von Alfred Hof.

Der Himmel segnet diese Au mit Frucht;
Im wogenden Wind erglänzt das gelbe Meer
Der hohen Ähren; von dem Hügel her
Dehnt sich die Saat bis an die grüne Bucht
Der Waldesshatten.

Aber dem Brunt der reisenden Gewalt,
Geheimnisvoller Triebe dunklem Strom,
Seht sich der Azur wie ein goldener Dom,
Getragen von den Säulen aus Basalt
Der fernen Berge; es gewinnt Gestalt.

Die dumpfe Sehnsucht schweigender Natur
Im blauen Schimmer zwischen Grund und Korn:
Hier quillt der stillen Lust verhallender Born,
Leuchtet der Einsalt träumerische Spur,
Füllt sich der Ernte reiches Wunderhorn.

Der kostbarste Staub der Welt.

Von Paul Griswold.

Der farbige Staub, der von einem Blumenstrauch auf euren Tisch niedersfällt, der Staub, der zarte, goldene Striche auf der Hand zurückläßt, die über Blüten streift, ist der Blütenstaub. Habt ihr ihn je unter dem Mikroskop gesehen? Wenn ja, dann wißt ihr, daß dieser schlichte Staub, ein lebenszeugendes Produkt der Pflanze, in Wahrheit tausende und aber tausende der winzigsten und wundervollsten Formen zeigt, mannigfaltiger als eure Phantasie sie sich vorzustellen vermag.

Wenn es euch auf den ersten Augenblick auch seltsam erscheint: Es gibt nur wenige Formen des tierischen Lebens, die ihr Bestehen nicht der Pflanzenwelt verdanken. Ohne Pflanzen kein Fleisch, ja, ohne Pflanzen kein Mensch. Der Mensch muß Gemüse genießen, er kann vom Fleisch allein nicht leben. Die Nahrungstheorie des Ozeans beginnt bei den mikroskopischen, schwimmenden Pflanzen, beim Plankton, den man nicht unpassend den Staub des Ozeans nennen könnte. Vom Plankton, diesen allerfeinsten pflanzlichen Lebewesen des Meeres, nähren sich die allerfeinsten Tiere, von diesen wieder nähren sich die allerfeinsten Fische, von diesen Fischen nähren sich größere Fische — und von den größeren Fischen bis zu den größten nähren sich die Menschen. Im ganzen Mechanismus des physischen Lebens herrscht das Prinzip wechselseitiger Vernichtung und wechselseitigen Aufbaus. Aus dem Tod wird Leben, aus dem Leben Tod. Das ist ewiger Kreislauf. Abgesehen von der großen Bedeutung, die den Pflanzen als Nahrung zukommt, empfangen und speichern die Pflanzen bekanntlich auch das Kohlendioxyd, ein Abfallprodukt des tierischen Lebens, wogegen sie den reinen Sauerstoff, der den tierischen Lebewesen Atmungsbedarf ist, ausscheiden.

Der Blütenstaub also, die Pollen, als eigentliche Essenz des pflanzlichen Lebens, als der Stoff, durch den die Pflanzen sich selbst oder die nahen Blüten befruchten, der Erzeuger des Samens und neuer Geschlechter, er ist der wertvollste Staub. Das wissen die Bienen. Darum kommen sie von fern und nah, um ihn in den Gärten und von schattenspendenden Bäumen einzusammeln. Es gibt Honigbienen und Hummeln und Duzende kleinerer Arten von Bienen, die alle und immerfort damit beschäftigt sind, Blütenstaub einzusammeln und ihn zwischen den Haaren ihrer dafür besonders entwickelten „Brotkörbe“, die an ihren Hinterbeinen so deutlich sichtbar sind, aufzuspeichern. Sie alle tragen die hellfarbige Last zu ihren Nestern und kneten dort unter Zusatz von Honig einen Teig, bei welchem vortrefflicher Nahrung die glücklichen Bienenbabys aufgezogen werden.

Nun könnte man meinen, daß die Pflanzen durch den Verlust ihres Blütenstaubes Schaden litten. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Es gibt sehr viel überschüssige Pollen, und die Blüten haben diesen Überschuß zweifellos zu dem doppelten Zweck entwickelt, um die Bienen anzuziehen und ihr eigenes Gedeihen zu sichern. Den Menschen scheint der Blütenstaub geruchlos, den Bienen ist er es vielleicht nicht. Jedenfalls haben die Blumen als eine weitere Anziehung den Honig entwickelt, von der Kraft ihrer Dufte gar nicht zu reden.

Die Bienen sind fast alle behaart und die Pollenkörner haften infolge besonderen Struktur und einer leichten Klebrigkeit an den Honigsammlerinnen. Manche Blumen befruchten sich selbst, indem die Biene durch ihre Bewegungen den Blütenstaub von den Staubbeuteln auf den Stempel überträgt, während andere kreuzweise befruchtet werden, wenn die Biene von Blume zu Blume fliegt. Es gibt übrigens auch Pflanzen, die vom Wind oder von Vögeln befruchtet werden, aber die Blumen sind doch fast immer von den Insekten abhängig.

Nicht alle Insekten sind den Pflanzen nützlich, und darum sind die Pflanzen an ihren Stengeln und Blüten mit besonderen Vorrichtungen versehen, die sie gegen Plünderer schützen. Insekten, wie etwa die Ameisen, die nur wenige Haare haben, an denen der Blütenstaub haften könnte, sind schädliche Missetäter, darum haben manche Pflanzen den Zugang zu ihren Blüten für andere als geflügelte Besucher fast unmöglich gemacht. Die Blüte des gemeinen Kürbisses beispielsweise hat auf der Grundfläche des Stempels eine bedeckte Honigschale entwickelt. In einer Seite dieser Schale befindet sich ein winziges Loch, durch das die Biene oder der haarige Schmetterling seine lange, dafür eigens eingerichtete Zunge in die süße Flüssigkeit tauchen kann. Räuberische Ameisen und Käfer sind einer Kürbisblüte gegenüber hilflos, diese Blüte bleibt, wie gesagt, nur den Bienen und anderen nützlichen Insekten vorbehalten.

Plünder die Blüte des rosafarbenen Alee und ziehe dann sehr vorsichtig den äußeren Lappen einer einzelnen Blüte

herab, so wie es die Biene macht, wenn sie die Blüte berührt. Dann ließt du mit Entzücken, wie die Blüte plötzlich ausschneidet und ihre kleine röhrenförmige Blütenhaube, als ob er aus der Mündung einer winzigsten Kanone käme, heraus schleudert. Betrachte die Blüte der türkischen Feuerbohne, wenn du einen herrlichen Einfall der Natur bewundern willst. Das große untere Blütenblatt dient als Landungsplatz für die fliegenden Besucher der Blume. Es dient auch als Hebel. Das Gewicht der Biene drückt das Blatt herunter, ein verworrenes Stückchen lebender Maschinerie streckt sich aus einem gewundenen Röhrchen hervor und die Biene wird automatisch mit Blütenstaub überstreut. Manche Blumen sind einfacher, wie etwa der Löwenzahn, auf dessen Blütenkorb so viel Blütenstaub liegt, daß die Biene ihn unbedingt kreuzweise befruchten muß.

Prüfe andere Blumen, wie sie um dein Haus, wie sie auf der Wiese oder im Walde wachsen. Du wirst finden, daß der Versuch, die Befruchtungsmethoden auch der kleinsten Blumen zu ergründen, ein fesselnder Gartensport ist.

Der Roman des Diamanten Koh-i-Noor.

Von Colonel R. E. Clifton.

Die ersten Könige, die es auf Erden gab, wählten verschiedene Embleme als Zeichen ihrer Würde. Sinnbild der höchsten Gewalt war die Krone. Die Sitze der Könige waren zu Thronen erhöht, geschmückt und geziert, und Ringe und Juwelen, die von Königen getragen wurden, bezeugten ihre Macht. In alten Zeiten kämpften die Könige mit der Krone auf dem Haupt.

Die britische Monarchie kann Anspruch erheben, die älteste Europas zu sein, und die britischen Staatsjuwelen und königlichen Embleme sind schon um ihrer historischen Bedeutung willen von unermesslichem Wert. Der kostbarste und schönste Edelstein Englands ist nun der berühmte Koh-i-Noor, zu deutsch „Berg des Lichts“, ein Diamant, an den sich ein richtiger Roman knüpft, eine Geschichte voll aufregender Abenteuer.

Im Süden Indiens lebte lange vor Beginn der christlichen Zeitrechnung ein Herrscher, der König über Gollonda, eines Landes, dem der Reiz der anderen Könige Hindostans galt, weil es an Diamanten reich war. Von Gollonda nun rührt der Koh-i-Noor her, und zwar erschien er dort zuerst in der Krone eines Königs. Der Glanz und die Schönheit des Koh-i-Noor erregten weithin Aufmerksamkeit, ja, über die Grenzen Hindostans hinaus verbreiteten sich alsbald Geschichten über den Wunderstein. Es umgab ihn mit dem Lauf der Zeit eine Legende, er wurde verehrt. Es entstand das Reich der Großmogule, die größte und mächtigste Dynastie, die die Welt je sah. Die Höfe und Paläste Frankreichs und Englands verblähten zur Unbedeutendheit neben dem Herrscherpalast dieser indischen Fürsten, deren Prunk und Pracht verwirrenden Märchentäumen glich. Als Babar, der Dürer, aus dem Innern Asiens herströmte und nach Niederwerfung der eingeborenen Könige keine Dynastie begründete, fiel der Koh-i-Noor in die Hände dieses Usurpators. Als er das Kleinod zum ersten Male sah, soll er gesagt haben: „Dieser Stein muß die Hälfte von dem wert sein, was täglich auf der ganzen Erde ausgegeben wird.“

Der Koh-i-Noor wanderte nun von Hand zu Hand, bis er zu dem Schah Jehan kam, der den Taj Mahal erbaute, einen Palast, von dem gesagt wurde, daß es das schönste Bauwerk sei, das Menschengeist je ersann. Jedenfalls ist der Taj Mahal die schönste Liebesbezeugung, die dem Andenken einer Frau galt. Der Schah Jehan sah die Dinge dieser Welt als Herrscher. Man erzählt, daß der Thron, von dem herab er Audienzen erteilte, 30 Millionen Dollar gekostet habe. Es war ein Thron, der über und über von Edelsteinen glänzte. Aber das Leben des Schahs Jehan war von Tragik umwölkt. Das Weib seiner Jugend, Arjamaud Banju, zu deren Gedächtnis der Taj Mahal erbaut wurde, war nur ein Jahr lang Kaiserin gewesen und ihr Sohn untergrub arglistig die Stellung seines Vaters, bis er ihn endlich abliehen und gefangen halten konnte. Durch eine Tochter des Schahs Jehan, die dem Vater anhing und ihn in seiner Gefangenschaft pflegte, erlangte die Ostindische Kompanie ein Handelsprivileg in Bengalen. Die Tochter hatte durch die Ungeschicklichkeit einer Skavin, die eine Lampe umwarf, Brandwunden erlitten und der Vater ließ darum aus Surat nächst Bombay einen englischen Arzt holen. Der Arzt machte seine Sache gut. Gefragt, was er für seine Hilfe begehrte, erbat er sich ein Handelsprivileg in Bengalen. Das war der Anfang von Britisch-Indien.

Als Schah Jehan starb, überließ die treue Tochter den Koh-i-Noor ihrem Bruder mit der Prophezeiung, daß das Ende seiner Dynastie nahe bevorstehe. Diese Prophezeiung verwirklichte sich in der Folge, denn Nadir Schah, ein persischer König, der ein Auge auf die Reichtümer Indiens und im besonderen auf den viel begehrten Koh-i-Noor geworfen hatte, plünderte auf

Der Herrscher, ein Sohn des Schah Jahan, der sich durch Anteil an den Thron gekocht hatte, maß dem Stein einen solchen Wert bei, daß er ihn Tag und Nacht in den Falten seines Turbans mit sich trug. Der glückliche Sieger, Nadir Schah von Persien, hätte nun auf verschiedene Art den Koh-i-Noor an sich bringen können. Durch Mord, Raub oder sonstige Gewalttat. Indessen, dieser Schah Nadir von Persien hatte einen angeborenen Sinn für Ritterlichkeit. Er lud seinen Gefangenen zu einem prächtigen Bankett, bewirtete ihn festlich und erwiderte ihm nach dem Brauch, der bei den Hohen und Mächtigen des Orients üblich ist, die erwählteste Höflichkeit. Wenn ein orientalischer Potentat seinen Gast besonders ehren will, setzt er die Schönheit und den Wert seines eigenen Kopfschmuckes herab und schlägt dann vor, ihn als Zeichen gegenseitiger Liebe und Hochachtung gegen den Kopfschmuck seines Gastes auszutauschen. Der schlaue Nadir Schah sprach also in geläufigen Worten von der Freundschaft, die zwischen dem siegreichen Monarchen und seinem Gefangenen bestehen würde, und endete mit dem Vorschlage, als dauerndes Zeichen der Freundschaft die Turbane zu tauschen. Es war ein verzweifelter Augenblick für den unglücklichen Mogul, aber er war hilflos. So setzte denn Nadir Schah seine Worte in die Tat um, nahm dem armen Gefangenen mit anmutiger Gebärde den Turban vom Kopf und setzte ihm den eigenen auf.

So kam der Berg des Lichts nach Persien. Seit je ging die Sage, daß der Koh-i-Noor den Menschen, die ihn besitzen, Unglück bringe. Diese Sage umgibt fast alle großen Diamanten. Es ist wie im Ring der Nibelungen, der seine Träger dem Untergang bestimmt. Der Fluch, der an dem Koh-i-Noor hängt, hat übrigens über Frauen seine Gewalt. Könige brachte er ins Unglück, wenigstens bis zu der Zeit, da er in den Besitz des Schah Nadir gelangte. Aber auch dieser persische Herrscher wurde von einem Verhängnis ereilt. Er starb durch Mörderhand, sein Thron wurde gestürzt, seine Dynastie vernichtet. Ein General des Schah Nadir bemächtigte sich des Thrones und nahm dem Sohn seines Herrn das kostbare Kleinod. Der neue König eroberte Kandahar und begründete dort das moderne Afghanistan.

Schah Schuja, der persische Besitzer des Koh-i-Noor, wurde um 1810 aus Afghanistan vertrieben und suchte am Hofe des Ranjit Singh, des Hohen des Punjab, Zuflucht. Der „Löwe“ gewährte sie ihm, verlangte aber als Gegenleistung die Übergabe des Koh-i-Noor. Diese Tatsache übte eine tiefgehende Wirkung auf die englische Politik gegenüber Afghanistan, und es kam schließlich dazu, daß der Koh-i-Noor in britischen Besitz gelangte. Am 1839 begann der unglückliche afghanische Krieg und die britischen Truppen erlitten bei dem Versuch, den Schah Schuja, den man auf den afghanischen Thron gesetzt hatte, zu stützen, furchtbare Verluste. Damals besaß sich der Koh-i-Noor in dem Besitz des Maharadschah von Lahore. Ranjit Singh starb um 1839 — zehn Jahre später zerfiel der große Militärstaat, den er im Norden Indiens errichtet hatte. Die Engländer hatten ihn nach dem Sikh-Kriege von 1849 annektiert. Mit ihm den Koh-i-Noor, für den nun eine neue Phase der Abenteuer begann.

Nach der Eroberung des Punjab und der vollständigen Niederlage der Sikh-Streitkräfte wurde beraten, was mit dem Diamanten zu geschehen habe. Man beschloß zuletzt, ihn der Königin Viktoria zum Geschenk zu machen. Inzwischen wurde er dem Sir John Lawrence, Oberkommissar zu Lahore, anvertraut. Er sollte über ihn wachen. Aber dieser Sir John war außerordentlich zerstreut, er steckte den Diamanten wie einen verlorenen und wiedergefundenen Knopf in die Westentasche und hatte wichtigere Dinge im Kopf als den Koh-i-Noor. Immerhin, einige Tage später erinnerte er sich des Kleinods. Sein Diener hatte die Weste zum Waschen geschickt und glücklicherweise das Glasstück herausgenommen, damit es der Weste seines Herrn nicht schade. Dieses Ergebnis übte auf Sir John solchen Eindruck, daß er den Generalgouverneur um Erlaubnis bat, den Diamanten zu sicherem Gewahrsam nach Bombay schicken zu dürfen. Dies geschah.

Später wurde er der Königin Viktoria überreicht — gegenwärtig schmückt er die Krone der Königin Mary. R. P.

Neue Bücher

„Männer und Mächte“: Groener. Von Generalleutnant a. D. Ernst Rabich. (Verlag R. Kitzler, Leipzig.) Ein Mann, der bei allen großen Entscheidungen der letzten 15 Jahre in bedeutender Weise mitgewirkt hat. — Wilhelm Groener ist soeben von der politischen Bühne abgetreten. Ob auf längere oder kürzere Zeit, weiß niemand, aber gerade deswegen ist die Biographie, die Generalleutnant a. D. Ernst Rabich über Groener geschrieben hat, ein Buch von großer Aktualität. Zeigt uns doch Rabich einen Mann,

auffallen aber auch die Unterbrechungen und Anfeindungen seines Lebensweges zu verdanken hat. Wie 1917 und 1918, so steht auch heute wieder Groener da, wo sich die Wege scheiden.

„Wir und das Theater.“ Stars über sich. 32 Prominente von Bühne und Film stehen in dem neuen, von Walter Firner herausgegebenen Bildbuch „Wir und das Theater“, das im Verlag von F. Brudmann in München erscheint, in eindrucksvollen neuen photographischen Großaufnahmen lebendig vor uns. Beteiligt sind u. a.: Max Adalbert, Hans Albers, Elisabeth Bergner, Felix Bressart, Käthe Dorsch, Rudolf Forster, Kurt Götz, Gustav Gründgens, Paul Hörbiger, Emil Jannings, Werner Krauß, Grete Mosheim, Max Pallenberg und Agnes Straub. Und diese Vertreter künstlerischer Wesensart sprechen in ungeschminkten Worten lebendig und amüsant über sich selbst, über ihren erlebnisreichen und oft wechselvollen Weg zum Erfolg, über persönliche Eindrücke, aber auch über die künstlerischen Probleme der Bühne. In der Einleitung setzt sich der bekannte Berliner Theaterkritiker Herbert Ihering mit dieser Elitetruppe der Prominenten und mit der künstlerischen Front des heutigen Theaters und Films auseinander. Die von Walter Firner eigens für dieses Buch geschaffenen 40 großen Porträt- und Rollenaufnahmen sind sämtlich in großen Kupferstichen von eindrucksvoller Schönheit reproduziert.

„A. E. Johann: Amerika, Untergang am Überflut.“ (Ullstein-Verlag, Berlin.) Nicht der abenteuerlustige Reporter Johann, der mit seinem „20 Dollar in den wilden Westen“ und „40 000 Kilometer“ durch die übrige Welt fuhr, der wissenschaftlich gekulte Journalist schrieb dies neue Buch. Vom 5. September 1931 bis zum 10. März 1932 war Johann „drüben“. Seine Fahrt begann in Montreal, der größten Stadt des kanadischen Ostens und führte von hier kreuz und quer durch die Weizenprovinzen, durch das Felsengebirge des Nordens bis zur pazifischen Küste, durch die Wüsten Arizonas nach den Hohenbergen von Texas, durch die Baumwollprovinzen und Braunkohlenbergwerke bis nach Detroit zu Henry Ford: 20 000 Kilometer durch „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. — Und das Ergebnis? Alles falsch, was wir eben noch über Amerika gedacht haben. Prosperität — wann war das das? Die Entbehrung, die jetzt drüben herrscht, ist unbeschreiblich und in ihren Ursachen widersinnig. Das Land erstirbt am Überflut: zuviel Maschinen, zuviel Weizen, zuviel Baumwolle, zuviel Öl, zuviel — Menschen! Ein ganz neues Land, dieses Amerika von heute, ein Land, das das Lächeln verloren hat, ein Land, in dem der Zeitungsjunge Zeitungsjunge bleibt sein Leben lang! Was Johann über die Not der Arbeitslosen, der Farmer, der Pflanzler, der Pächter, der Bergarbeiter, der Negler erzählt, ist wahrhaft erschütternd. Man spürt aus diesen Berichten die ganze Handlungslosigkeit eines jungen Volkes gegenüber einer plötzlich hereingebrochenen, nie gekannten Krise. In diesem Buch aber wird das Gesicht des Alltags, das wahre Gesicht Amerikas für uns zu einer kaum fasslichen Sensation! Dieser ungeschminkte Bericht des Journalisten Johann über das Amerika des Jahres 1932 liegt sich spannend wie seine Abenteuerbücher.

„Kleine Fauna Deutschlands.“ Einfache Tabellen zum Bestimmen häufiger deutscher Tiere nach ihrer Verwandtschaft, ihren Lebenskreisen und anderen Merkmalen. Herausgegeben von Studienrat Dr. R. Kold. (Grandhische Verlagshandlung, Stuttgart.) Die ganze heimische Tierwelt, Säugetiere, Vögel, Reptilien, Lurche, Fische, Käfer, Insekten, Weichtiere, Würmer und Gliedertiere — kurz alles, was da krawlt und fliehet und was man mit bloßem Auge wahrnehmen kann, findet man wieder in diesem Buch. — Übersichtliche Zusammenstellungen erleichtern das Erkennen und Bestimmen der einzelnen Tiere. Ein Taschenbuch des Tierfreundes und besonders geeignet als Führer bei Schülerexkursionen.

„Die Balkongärtnerei in ihrem ganzen Umfange.“ Praktische Anleitung zum Schmuck des Hauses, der Balkone und Fenster mit Blumen für Blumenfreunde und Gärtner. Von J. Schneider, Gartenbaulehrer an der Staatl. Schule für Landwirtschaft und Fachschriftsteller. Mit 66 Originalaufnahmen des Verfassers. (Verlag von R. Weistold u. Comp., Wiesbaden.) Das Buch ist allen, die sich mit Blumenschmuck beschäftigen, ein zuverlässiger Berater. Es enthält auch für den Gärtner manchen praktischen Wint und Ratsschlag. Sämtliche Fragen, welche die Balkongärtnerei betreffen, werden in dem Werkchen, welches reich illustriert und leichtverständlich geschrieben ist, eingehend nach den neuesten Erfahrungen behandelt.